

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 232

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

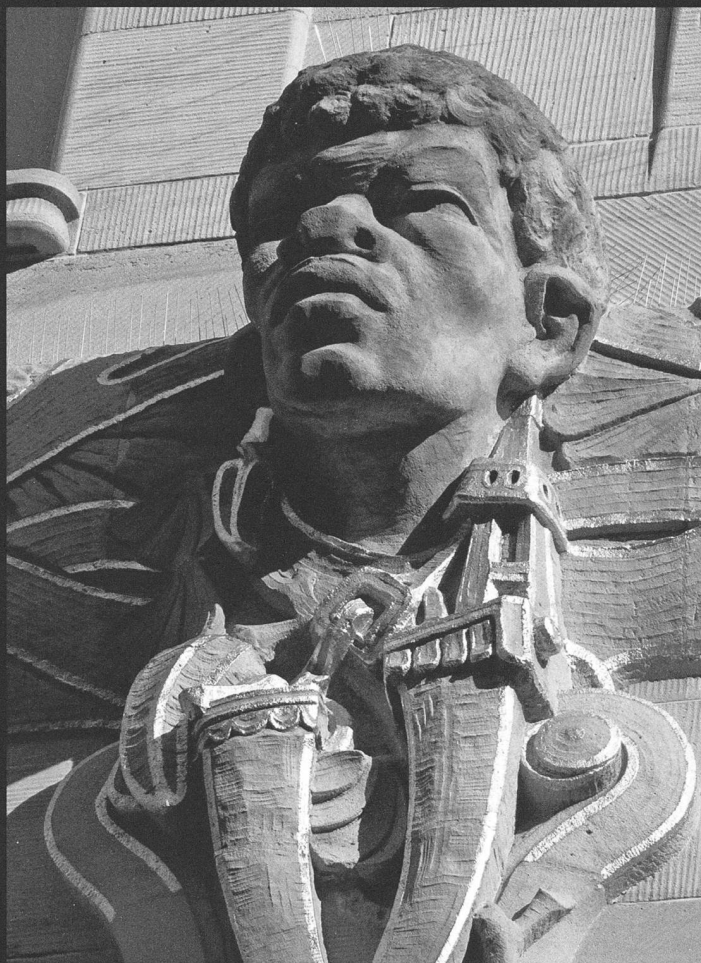
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf der Suche nach dem «koloni- alen St.Gallen»



Ein Diskussionsbeitrag zum postkolonialen Blick auf die Textilstadt St.Gallen – samt Nachfragen bei hiesigen Historikern.

Von Peter Müller

Seit einiger Zeit hört und liest man öfters vom «kolonialen St.Gallen» – so auch im letzten Saiten-Heft im Beitrag zur Museums-Neueröffnung: Die Textilstadt St.Gallen habe zwar keine Kolonien in Übersee besessen, sei aber in das koloniale Beziehungsgeflecht verstrickt gewesen. Seit dem 18. Jahrhundert habe man sich auf Kosten überseeischer Menschen bereichert. Zudem habe man gegenüber diesen Menschen, ihren Ländern und Kulturen generell eine Haltung von Rassismus und Arroganz eingenommen – latent und offen.

Kaspar Surber, Historiker und Woz-Redaktor, meint zum Beispiel: «St.Gallen war vor dem ersten Weltkrieg eine wichtige Handelsstadt. Die HSG, das Völkerkundemuseum oder auch die Brandmauern als Ausdruck eines Baustopps zeigen: Hier war eine Grossstadt geplant. Mit dem Ersten Weltkrieg, der unter anderem durch die kolonialistische Expansion verursacht wurde, stürzte die Stadt in eine Wirtschaftskrise. Wir leben also heute in einer weltläufigen Anlage, die noch von der kolonialen Herrschaft profitierte, sich danach aber kaum weiterentwickelte. Diese Geschichte zu untersuchen, finde ich höchst spannend!» Wichtige Impulse zu alledem liefert die postkolonialistische Theorie, die zurzeit einen gewissen Boom erlebt.

Fakten vs. Theorien

Diese Perspektive auf die Stadt-St.Galler Geschichte ist zweifellos wichtig und fruchtbar – das wird niemand ernsthaft bestreiten. In der konkreten Diskussion schiessen ihre Vertreterinnen und Vertreter allerdings oft über das Ziel hinaus und verlieren sich in pauschalen Behauptungen. Das liegt nicht nur an der Komplexität des Themas, sie kümmern sich auch zu wenig um die konkreten, faktisch-archivalischen Aspekte. Was kann hier als wirklich gesichertes Wissen gelten, belegt durch aufgearbeitete Quellen, durch Fakten, durch Forschungsliteratur? Natürlich wäre es unfair, hier gleich umfassende Quellen- und Faktensammlungen zu verlangen – wer soll das leisten? Was man aber verlangen kann, ist zumindest die Thematisierung dieses Faktenproblems – und damit das Eingeständnis, dass auch die eigene Position ihre Limiten hat. Es geht auch nicht darum, Theorie und Fakten gegeneinander auszuspielen. Das eine kann das andere jeweils in wichtigen Punkten erhellen, relativieren und korrigieren. Zudem gibt es bei historischen Themen heute generell eine Vielzahl konkurrierender Geschichten und Deutungsmuster. In keinem von ihnen geht ein Thema restlos auf; es lohnt sich eigentlich immer, verschiedene Blickwinkel einzunehmen.

Zum Beispiel Völkerschauen und Sklaverei

Das Resultat der oben beschriebenen Optik ist eine Form von Geschichte, die seltsam theoretisch daherkommt, seltsam «hors-sol». Sie betrachtet die konkrete Auseinandersetzung mit dem lokalen historischen Material – dessen Einzigartigkeit, Vielschichtigkeit und Widerborstigkeit – als zweitrangig. Viel lieber geht sie von allgemeinen «Diskursen» aus und nimmt sich als konkretes Belegmaterial, was gerade greifbar ist. So kommt es, dass zum Beispiel an einer zweistündigen Veranstaltung über «Völkerschauen in St.Gallen» – veranstaltet letzten Dezember im St.Galler Palace – über alles Mögliche und Unmögliches diskutiert

wurde, vom deutschen Show-Unternehmer Carl Hagenbeck (1844–1913) bis zum versteckten Rassismus im heutigen Alltag. Zum Faktisch-Konkreten – eben: Völkerschauen in St.Gallen – fielen vielleicht zehn Sätze.

Ähnliches gilt für die Verstrickung St.Gallens in den atlantischen Sklavenhandel. Hans Fässler hat mit seinen Aktivitäten, insbesondere dem Buch *Reise in Schwarz-Weiss* (2005) ohne jeden Zweifel eine wichtige Tür aufgestossen. Vielen Zeitgenossen ist aber nicht bewusst, dass dieses Buch nicht mehr als eine Art Kundschafter-Bericht sein kann. Für wirklich solide Erkenntnisse wären gewaltige Forschungsarbeiten in Bibliotheken und Archiven nötig – zum Beispiel in Amsterdam, wo das Archiv der Familie Züblin liegt. Das sieht übrigens auch Hans Fässler auf Anfrage so: «Es liessen sich sicher weitere Forschungen betreiben zu den Aktivitäten der Familien Rietmann, Högger, Schlumpf, Züblin, Zollikofer, Hochreutener, Zyli, Locher, Kunz, Girtanner, Gsell, Laquay etc...» Eine der grössten Schwierigkeiten ist dabei die objektive Quantifizierung der Wirtschaftstätigkeit dieser Familien. Wie kommt man an verlässliche Zahlen, und wie sind sie zu werten?

Textilgeschichte mit Lücken

Enorm aufwändig wäre auch die genauere Aufarbeitung des St.Galler Textilhandels. «Einerseits stammen Rohstoffe wie Baumwolle aus dem Süden, andererseits verkauften die St.Galler Kaufleute einen grossen Teil der Fertigprodukte dorthin», schrieb Wolfgang Steiger in der letzten Ausgabe von Saiten. Fachhistoriker wie Marcel Mayer (Stadtarchiv St.Gallen), Regula Zürcher (Staatsarchiv St.Gallen) und Max Lemmenmeier (St.Galler Kantonsgeschichte) raten, hier zurückhaltend zu urteilen, und verweisen auf erhebliche bis gravierende Forschungslücken. Ein drastisches Beispiel ist die Baumwolle. Das immer noch grundlegende Werk darüber stammt aus dem Jahr 1875: Hermann Wartmanns Buch *Industrie und Handel des Kantons St.Gallen auf Ende 1866*. Es enthält verschiedene Fakten und Zahlen, die aber dringend durch neue Forschungen ergänzt werden müssten.

Zur mangelnden Erschliessung der Quellen meint Regula Zürcher: «Es sind nur relativ wenige Firmenarchive überliefert. In den verschiedenen Archiven und Museen auf dem Platz St.Gallen könnte man aber sicher diverse Unterlagen zum Thema finden – allerdings wären dann noch detaillierte Auswertungen zu machen, beispielsweise in Geschäfts- und Musterbüchern von Firmen oder in Privataufzeichnungen aus Nachlässen und Familienarchiven. Hier denke ich etwa an Briefe und Tagebücher.» Pedanterie und Erbsenzählerei von Fachleuten? Wer so denkt, macht es sich zu einfach.

Noch zu wenig erschlossen ist auch die Geschichte jener St.Gallerinnen und St.Galler, die in den Kolonien der europäischen Mächte ihr Glück versucht haben – ob in der Landwirtschaft, im Militär, in Handel und Gewerbe oder der christlichen Mission. Stichproben in publizierten Briefen und Reiseberichten zeigen, dass auch hier viel spannendes Material vorhanden wäre.

Der Kolonialismus in den Köpfen

Und wenn die Fakten (scheinbar) alle auf dem Tisch liegen, wird es auch nicht unbedingt klarer. Am 3. Februar 2014 brachte das «St.Galler Tagblatt» eine ganze Seite über die Handelsexpedition, die 1869 vom St.Gallischen Kaufmännischen Directorium nach Ostafrika geschickt wurde. Ein Beleg dafür, wie St.Gallen auf dem kolonialen Parkett mitmischte? Vielleicht. Genauso könnte man sagen: Ein Beleg dafür, dass St.Gallen auf diesem Parkett schnell an seine Grenzen kam. Die Expedition endete nämlich im Fiasko, ebenso die Handelsprojekte, welche die Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft in den 1880er-Jahren im südlichen Afrika und in Australien aufzugleisen versuchte.

Ähnliches gilt für die Frage, wie rassistisch und kolonialistisch es in den Köpfen der damaligen St.Galler Bevölkerung aussah. Auch hier wäre das Erarbeiten einer breiten Quellengrundlage wichtig. Stichproben in den hiesigen Bibliotheken und Archiven zeigen, dass es eine Vielzahl von Stimmen und Sichtweisen gab – von gleichgültig bis neugierig, von rassistisch bis solidarisch. Es lohnt sich, das genauer anzuschauen, in all seinen Bedingtheiten und Vernetzungen. Ausgangspunkt müssen dabei die konkreten historischen Verhältnisse vor Ort sein, das ganze Geflecht von Fakten, Geschichten und Zusammenhängen. Man muss unbefangen an sie herantreten, sich von ihnen überraschen lassen.

Ein Geschenk aus Belgisch-Kongo

Doch was sollen all diese Verweise auf Bibliotheken und Archive – sprechen Museumsobjekte nicht eine klarere Sprache? Auch hier ist die Sachlage nicht so einfach. Die Aufarbeitung der eigenen Sammlungsgeschichte ist für das St.Galler Völkerkundemuseum aufwändig. Beim Recherchieren der Personen, die dem Museum diese Objekte geschenkt oder verkauft haben, kommt man oft erstaunlich weit. Man entdeckt Spannendes und Überraschendes, stösst aber auch auf viele Lücken. Sehr schwierig wird es bei der Frage, wie diese Leute konkret zu ihren völkerkundlichen Objekten gekommen sind. Hier fehlen in vielen Fällen schlicht die Archivquellen.

Mit beharrlichem Nachforschen lässt sich aber auch hier einiges herausfinden. Die Schenkung des Luzerner Regierungsrates Edmund von Schumacher (1906) führt zum Beispiel mitten in die Geschichte von Belgisch-Kongo, der berühmt-berüchtigten Kolonie von König Leopold II. Das bedeutet allerdings nicht, dass man in St.Gallen den ausbeuterisch-brutalen König oder seinen Handlanger Henry Morton Stanley einfach bejubelt hätte. Stichproben in den Bibliotheken und Archiven deuten auch hier auf ein differenziertes Bild. Und generell ist festzuhalten: Fälle von eindeutig auf unrechte Weise erworbenen Objekten sind bei Aufarbeitung der Sammlungsgeschichte bisher keine aufgetaucht, ebensowenig Fälle von Raubkunst aus der NS-Zeit.

Kurz: Das «koloniale St.Gallen» lässt sich nicht herbeireden und nicht herbeischreiben. Das Thema muss aufwändig erarbeitet werden. Schon eine halbwegs solide Quellensammlung, mehr Fallstudien zu Personen,

Firmen und Themen wäre ein Segen. Dann würde nämlich auch die Diskussion konkreter. Jetzt, beim heutigen Wissensstand, kippt sie schnell in ermüdende Polemiken um.

Peter Müller ist Historiker. Er ist am Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen im Bereich Provenienzforschung und Öffentlichkeitsarbeit tätig.



Die Bilder zu diesem Beitrag zeigen drei der fünf Porträtköpfe an der Fassade des Hauses zur Waag an der Ecke Multergasse/Neugasse in der St.Galler Innenstadt. Das Haus gilt als einer der bedeutendsten Jugendstilbauten der Stadt. Es wurde 1904 nach Plänen von Wendelin Heene gebaut, die Bauplastik stammt von H.Geene. Die Köpfe auf Seite 41 symbolisieren die Kontinente Asien und Afrika, das Bild oben Europa. Bilder: Baudokumentation St.Gallen

**Eröffnung der Ausstellung
am Sonntag, den 23. März 2014, um 11 Uhr**
Der Festakt findet im Salomon Sulzer Saal,
Schweizer Straße 21, in Hohenems statt.



Die ersten Europäer

Habsburger und andere Juden – eine Welt vor 1914
Eine Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems
25. März – 5. Oktober 2014

Villa Heimann-Rosenthal | Schweizer Str. 5, A-6845 Hohenems
T +43(0)5576 73989 | www.jm-hohenems.at
Öffnungszeiten Museum & Café: Di bis So und an Feiertagen von 10–17 Uhr

JÜDISCHES
MUSEUM
HOHENEMS

aralter stecher

Joseph Kosuth

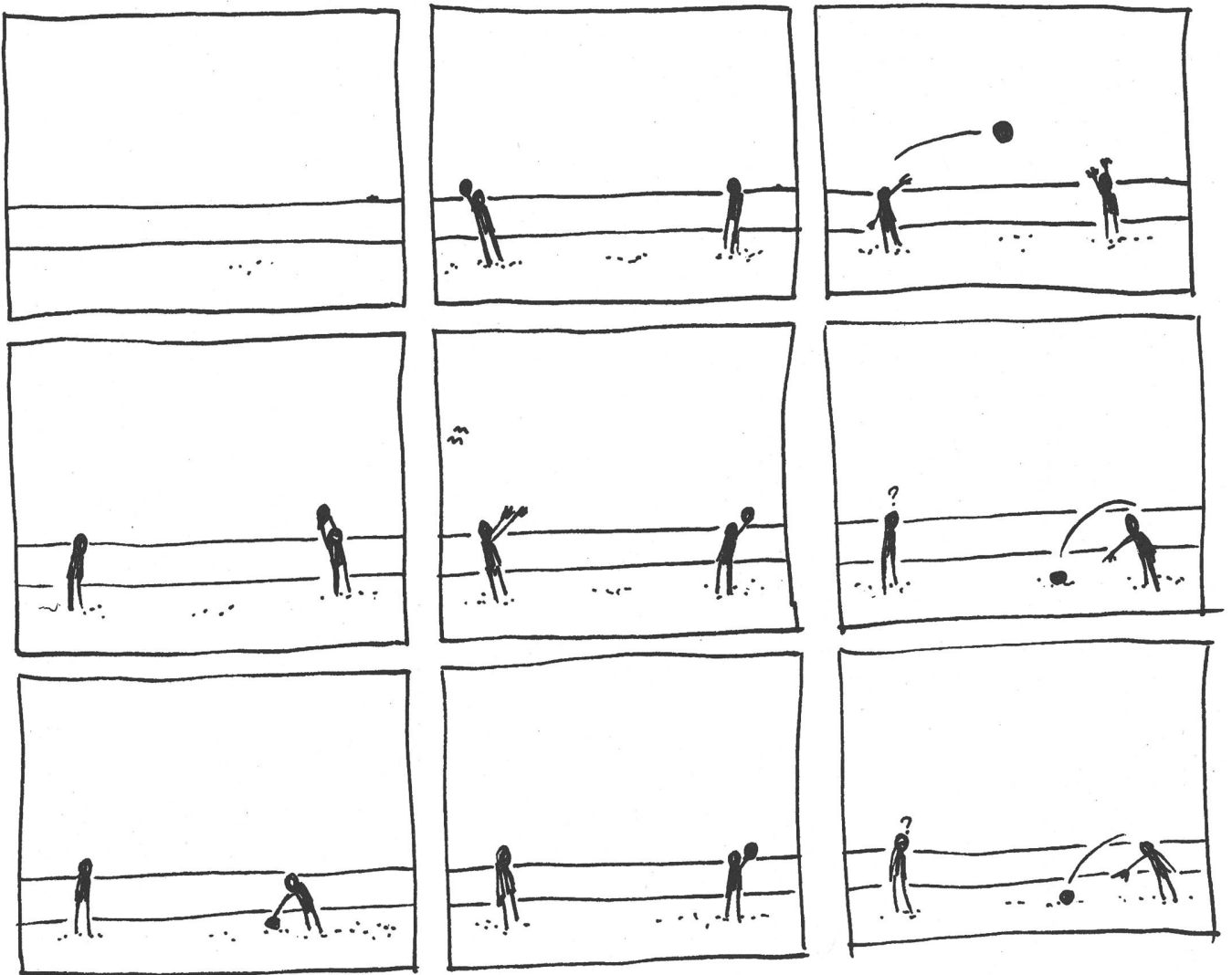
Das Dasein und die Welt. 19. Januar bis 24. August 2014

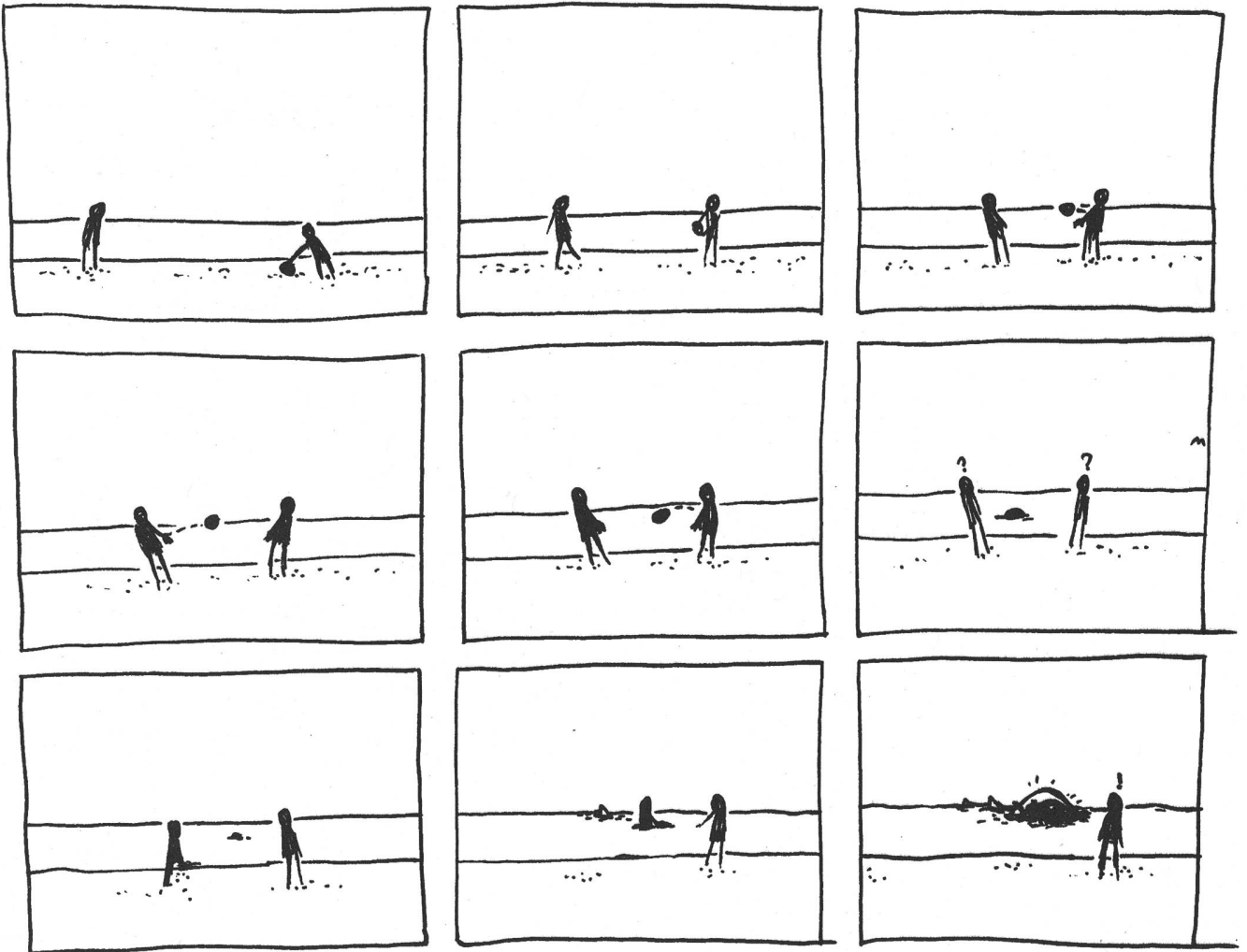
Thurgau

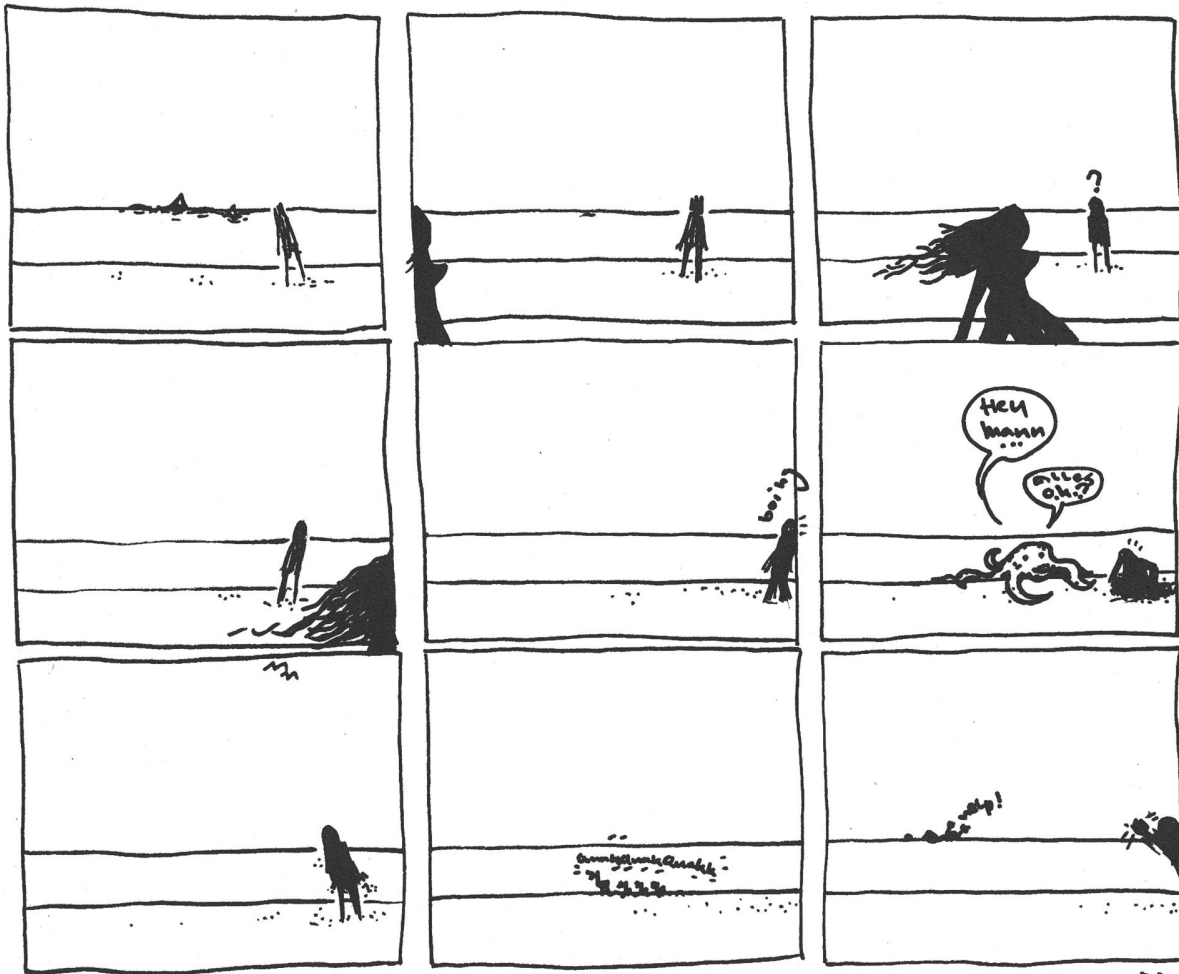
**Kunstmuseum Thurgau
Ittinger Museum
Kartause Ittingen**

KUNST UND
GESCHICHTE
ERLEBEN

www.kunstmuseum.ch Kartause Ittingen, CH 8532 Warth, Telefon +41 (0)58 345 10 60







F.D.2024

No animals were harmed
in the making of this comic!

FABIAN DEGEN

Holzbank mit Aussicht

Von Eva Bachmann



Unter dem Titel «Auftritt Schweiz» präsentiert sich die Schweiz im März als Gastland der Leipziger Buchmesse. Achtzig Autorinnen und Autoren – darunter Dorothee Elmiger, siehe dazu die folgenden Seiten – sind eingeladen.

Der Verschönerungsverein ist eine typisch schweizerische Erfindung. Er ist «zuständig für Ruhebänke, Blumenschmuck, Bundesfeier, Weihnachtsbeleuchtung». So steht es im Buch «Auftritt Schweiz», das den Messebesuchern in Stichworten die Schweiz erklärt. Ein Verschönerungsverein bestehend aus dem Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband mit den Partnern Pro Helvetia, Präsenz Schweiz, Schweiz Tourismus und Keystone wird demnächst in der Leipziger Innenstadt in grosser Zahl rote Lesebänke aufstellen, auch auf der Messe selbst wird es einige geben. Als Gegenstück zum Blauen Sofa, der deutschen Institution für Autorengespräche, verspricht die Rote Bank gutschweizerische Werte: «hölzern, hart, solide» (auftritt-schweiz.ch).

Alpträume und Aufbrüche

Die Plätze auf der Bank vergeben hat die Publizistin Franziska Schläpfer, die in den vergangenen Jahren jeweils den Schweizer Abend in Leipzig organisiert hat. 150 Verlage haben ihr 400 Autorinnen und Autoren vorgeschlagen, 80 wurden ausgewählt. Vorgaben von Seiten der Imagepolierer oder Touristiker hatte sie keine, die Kulturstiftung legte Wert auf einen spartenübergreifenden Auftritt.

Franziska Schläpfer, was ist ein repräsentativer Schriftsteller? «Die Autoren sollen Bühnentauglich sein. Ich will interessante Persönlichkeiten vorstellen.» Gut, keine «hölzernen» Auftritte, damit war die Bank gemeint. Zweitens mussten die Autorinnen und Autoren zu einem der drei Abendthemen passen: Alpträume, Treibhaus, Aufbruch. Drittens: «Wir mussten natürlich ein paar Zugpferde haben.» Also, grosse Bühne für Martin Suter, Franz Hohler, Peter Stamm, Lukas Bärfuss, Adolf Muschg, Peter von Matt.

Aber auch die Ostschweiz ist nicht schlecht vertreten: mit Dorothee Elmiger, Christian Uetz, Zsuzsanna Gahse, Lisa Elsässer, Gabriel Vetter und Martin Hamburger, dazu mit dem Regisseur Milo Rau und dem Sackmesser-Spezialisten Felix Immler. Franziska Schläpfer, die selber Ostschweizer Wurzeln hat, ist erleichtert: «Auf die regionale Herkunft haben wir gar nicht geachtet.» Ebenfalls in Leipzig dabei sind übrigens die St.Galler Verlage VGS und Vexer. Und in der Jury der traditionellerweise in Leipzig vergebenen Preise für die schönsten Bücher des Jahres sitzt TGG-Gestalter Roland Stieger.

Gute Aussichten?

Perspektivenwechsel also zu jenen, die auf der Bank Platz nehmen dürfen.

Zsuzsanna Gahse, sitzen Sie gern als Vertreterin der Schweiz in Leipzig? «Ich bin ein Vierländermensch, bestehend aus Interessen für die Schweiz, für Österreich, Deutschland, Ungarn, ausserdem bin ich an Spanien interessiert, und ich könnte die Liste weiterführen.» Die im Thurgau lebende Autorin stellt die Länderbetrachtungsweise zwar in Frage, freut sich aber doch, in Leipzig als Schweizerin aufzutreten: «Ich habe ja viel über die Schweiz geschrieben.»

Lisa Elsässer, was bedeutet für Sie die Einladung nach Leipzig? «In Leipzig war ich drei Jahre Studentin und scheute mich zu lesen, weil die Texte in meinen Augen noch nicht ausgefeilt genug waren. Jetzt kann ich als Autorin

zurückkehren.» Die Einladung sei eine Anerkennung ihrer Arbeit, sagt die Lyrikerin und Erzählerin aus Walenstadt. Und: «Das Schauspielhaus ist ein guter Ort, ich war häufig dort.»

Martin Hamburger, was erhoffen Sie sich von Leipzig? «Die Einladung ist eine Chance, mit dem Buch in Deutschland anzukommen. Das ist für einen Schweizer Autor in einem kleinen Verlag immer schwierig. Natürlich bedeutet eine Lesung immer auch Spannung, man weiss nie, wie es herauskommt – aber es kann immer gut herauskommen.» Vom Ex-St.Galler Martin Hamburger erschien zuletzt der Roman *Die Fahrt aus der Haut*.

Gute Aussichten also für die Autoren? Im Programm im Schauspielhaus lesen die meisten in Gruppen zu viert in 90-Minuten-Blöcken. Nach Abzug der Moderation bleiben für jeden die berühmten «15 minutes of fame». Die interne Konkurrenz ist beträchtlich, bis zu fünf Veranstaltungen laufen parallel. Doch der Event muss so gross sein, um überhaupt Aufmerksamkeit zu erhalten auf einer Messe wie Leipzig mit 168'000 Besuchern und 2800 Veranstaltungen. Der «Verschönerungsverein» hat seine Zuständigkeit wahrgenommen und nach allen Regeln des Betriebs Bänke in grosser Zahl für Autorinnen und Autoren bereitgestellt – nicht nur im Schauspielhaus, sondern auch auf der Messe, im Museum der bildenden Künste, in Schulen, Cafés, ja sogar im Zoo. Und die Schreibenden nehmen gern Platz, machen mit.

Zu hinterfragen wäre: der Betrieb. Das erschöpfende Überangebot ist die Krankheit jedes Festivals. Zwei Wochen nach dem Mega-Event Leipzig wird das auch im kleineren Format am Festival Wortlaut in St.Gallen zu erfahren sein. Hier gibt es immerhin dreissig Minuten pro Autor und nur drei Veranstaltungen parallel. Zu viel? Die Alternative wäre wohl: gar nichts. Und das wäre dann doch keine gute Aussicht.

Buchmesse Leipzig: 13. bis 16. März

Wortlaut Festival St.Gallen: 27. bis 30. März
Donnerstag, 27. März, 19.30 Uhr: Voreröffnung mit Jonas Lüscher, Treppenhaus Rorschach

Freitag, 28. März, 19 Uhr: Eröffnung mit Dorothee Elmiger, Hanif Jeremy Idris und Fabienne Ehrler, Hauptpost St.Gallen / 21 Uhr Dialekt-Poetry-Slam mit Etrit Hasler und Richi Küttel, Grabenhalle St.Gallen

Samstag, 29. März, 10.30 bis 24 Uhr: verschiedene Lesungen, diverse Lokalitäten

Sonntag, 30. März, 12 Uhr: 20 Jahre Saiten, ausgewählte Texte, Stickerei
Weitere Infos: wortlautsg.ch

Bild: typefabric Grafikatelier, Bergbild: istockphoto, RAW_group

Der Grenzübergang lag verlassen da.

Von Dorothee Elmiger

Mitte März erscheint der zweite Roman der in Appenzell aufgewachsenen Schriftstellerin (und Saiten-Kolumnistin) Dorothee Elmiger. *Schlafgänger*, wie bereits der Erstling *Einladung an die Waghalsigen* vom Dumont-Verlag publiziert, lässt eine Gruppe von Personen in wechselnden Monologen ihre Stimme erheben; Personen wie die Übersetzerin,

Im Schlaf, sagte die Übersetzerin, sah ich einmal das ganze europäische Gebirge zusammenbrechen, wie von Sinnen lag ich da, aber still, hörte auch Geräusche in diesem Zusammenhang, die Gipfel zerbrachen vor meinen Augen, alles stürzte langsam ein und kam mir als Geröll entgegen, Gestein wurde durch die Luft geschleudert, ich sah, wie die Flanken in Bewegung gerieten, in Stücke zerfielen, alles kam auf mich zu. Später wachte ich auf, der Raum war leer, die Heizung auf höchster Stufe eingestellt. Unverändert lag die Landschaft vor den Fenstern, das ganze nächtliche Panorama, das aufgefaltete, das gestapelte Gestein.

A. L. Erika sagte, der Ort, an den sie denke, sei nicht über eine Strasse zu erreichen, man gelange nur zu Fuss oder auf Pferden dorthin, dieser Ort sei eine Schlucht, durch die ein Fluss führe, relativ viel Geäst und Grün, Versteinerungen in den Felswänden, das Wasser sei ganz klar, wie in der Karibik.

Am Fenster sass Fortunat und las; den Alpstein habe er auf Tageswanderungen kennengelernt, auch die Inner-schweiz und Kärnten, sagte er.

Und wiederum, rief die Übersetzerin, sah ich alles um mich einbrechen, eine plötzliche Explosion jagte die Alpen auf, langsam und still sah ich die Gipfel, Grate niedergehen in meine Richtung. Stunden später betrat jemand das dunkle Zimmer, legte sich neben mich, atmete ruhig, ich schloss die Augen, was wurde eingeläutet und wer hatte damit zu tun.

Zuvor war nichts Besonderes geschehen, sagte der Logistiker, nur dass ich alle Dinge fallen liess, alles glitt mir aus den Händen zu dieser Zeit und fiel. Ich sah den Dingen zu, wie sie fielen, ruhig stand ich da, während sie sich im Fall von mir entfernten, schliesslich aufprallten, ich sagte nie ein Wort. In jenen kurzen Augenblicken wurden mir die Dinge mit zunehmender Entfernung fremd, ich sah nicht

erin, den Logistiker, A.L. Erika oder die Schriftstellerin. Sie schildern Situationen an den Grenzen in einem Klima zunehmender Beklemmung. Hier lesen Sie als Vorabdruck den Beginn des Romans. Elmiger stellt ihn im März an der Buchmesse Leipzig sowie am Wortlaut-Festival St.Gallen vor.

mehr die Gabel, das Glas und so weiter als Gabel und als Glas, sondern sah nur etwas vor mir liegen, ein so und so geformtes Objekt, das stand in keinerlei Beziehung zu mir selbst. Ich war darüber nicht beunruhigt, es war mir gleichgültig, dass beispielsweise das Glas auf dem Küchenboden zersprang, und auch das Klirren erschreckte mich nicht, so als hätte ich das Geräusch erwartet oder als hörte ich es nur von sehr fern, als hätte mich die Erzählung von einem solchen Geschehen längst auf alles vorbereitet. Ich schlief kaum mehr, ging unruhig durch die Zimmer, sass in der Küche, ich legte mich hin, war müde, aber schlief nicht ein.

A. L. Erika erhob sich und trat hinter ihren Stuhl, als würde sie einen wichtigen Vortrag beginnen; wenn ich nachts hin und wieder durch die Stadt ging, sagte sie, dachte ich an die Schlafenden, die tausend, Millionen Schlafenden, die in dunklen Zimmern lagen, still und mit weichen Zügen, wie sie sich bewegten im Schlaf und atmeten, in den Vorstädten, an der Pazifikküste, am Rand der Wüste.

Das Radio, fuhr der Logistiker fort, lief rund um die Uhr, der Nachrichtensprecher sprach von zwölf Kältetoten in Westeuropa, der Himmel war blau, auf dem Alpgebirge lag der ewige Schnee, über die Grenze kamen und gingen die Leute zu dieser Zeit, zu jeder Zeit, es brach ein Tag an vor den Fenstern, dann ging er wiederum zu Ende und alles verdunkelte sich. Nachts machte ich die Lampe an, die neben der Matratze stand, oder ich fand sie brennend vor, ich hatte begonnen zu vergessen, schien die Erinnerung an die vergangenen Tage zu verlieren, sachte entglitt mir vieles, und ich war einverstanden, ich hatte keinen Einwand vorzubringen, stand auf und setzte mich, sass ruhig auf meinem Stuhl, es kümmerte mich nichts auf der Welt.

Die Vorstellung, sagte A. L. Erika, dass sich zu einer Stunde oder der anderen jeder Mensch dem Schlaf hingab, dass der Schlaf allen gleichermassen und regelmässig zustiess, beschäftigte mich. Ich ging manchmal durch die

Stadt zum Zeitpunkt grösster Dunkelheit, und wenn ich mich dann zufällig an einem erhöhten Punkt wiederfand, in Los Feliz, am Fuss der Hügel von West Hollywood, betrachtete ich die leuchtende Stadt, die weiter reichte, als mein eigenes Auge sehen konnte, die Lichter, die immerzu seltsam flimmerten.

Und war die Müdigkeit zu Beginn mit einem grossen Flackern noch eingezogen und hatte mir, so rief der Logistiker, hinter den Lidern einen hellen Brand verursacht, so beruhigte sich alles in einem Augenblick und ward still. So sass ich am Fenster, wach, ich tat kein Auge zu. In der Ferne fuhren die Züge aus der Stadt hinaus auf andere Städte zu, kehrten zurück und immer weiter so.

Hin und wieder klingelte das Telefon, und ich hob ab, heiter fast. Manchmal war es meine Schwester, die anrief und fragte, wie es mir gehe, sie bestellte Grüsse von ihrem Ehemann, einem Bratschisten aus Rio de Janeiro, dem es gutgehe, so sagte sie jedes Mal, und fügte dann hinzu, er habe aber Schmerzen in den Fingern der linken Hand und klage über die Zugluft im Orchestergraben. Manchmal war der Journalist am Apparat, er sprach von dem Geschehen in der Schweiz, er habe über dieses oder jenes Ereignis nachgedacht, so begann er meist das Gespräch und holte dann aus, er habe sich das so und so gedacht, er sei der Meinung, man müsse jetzt auf diese oder jene Art und Weise darüber schreiben, es sei wichtig, nun dies oder jenes dazu zu sagen und, so schloss er meist das Gespräch, das werde er jetzt tun.

Nach Tagen ohne Schlaf verliess ich dann das Haus, ich trat auf die Strasse, das helle Licht schoss mir gewaltig in die Augen, und als ich zurückblickte, sah ich eine Person in meiner Wohnung am Fenster stehen, es schien mir für einen Augenblick, als sähe ich mich selbst im Schlaf, als stünde der eine schlafend am Fenster oder als ginge der andere schlafwandelnd aus dem Haus, aber ich schlief nicht, nein, war wach. Auch jetzt schien es mir, als wären alle Dinge gleichermassen von mir weggerückt, als geschähe alles zur selben Zeit – die Warnlichter an den Schloten blinkten ausser Takt, ein Grenzwächter bewaffnete sich, die Ampel stand auf Rot, eine Passantin näherte sich, einer schob eine singende Säge durchs Holz, einer trieb einen Stift durch einen Balken, um den Turm der Lagerhalle kreiste ein Vogel.

Auch tagsüber, sagte A. L. Erika, sah ich die Schlafenden, sie lagen an den Rändern der Strasse, auf Ladeflächen, oder sie sassen auf einer Bank am Pazifik, und sie schliefen. Bei einem Treffen an der Küste hatte der Student aus Glendale unvermittelt zu mir gesagt, er habe manchmal die seltsame Hoffnung, dass sich alles zum Besseren wendete, könnten die Menschen nur ab und zu einen Blick auf die Schlafenden werfen, und er zitierte: *Mit offenen Augen neige ich mich über die geschlossenen Augen der Schlafenden*, hier die Busfahlerin, die die Linie 2 zuletzt bis zur Küste fuhr, da eine Familie aus Seoul, zwei Studentinnen in einem Zimmer in Echo Park.

Der Schlaf, rief die Schriftstellerin am Kopfende des Tisches, sei eine anthropologische Konstante. Der Student aus Glendale, der neben ihr sass, bemerkte, ihm sei der Fall ei-

nes Amerikaners bekannt, der vor gut fünfzig Jahren rund zweihundert Stunden ohne Schlaf zugebracht habe. Am fünften Tag habe der Mann behauptet, er sehe Spinnen, die aus seinen Schuhen kröchen, am achten Tag habe er, obwohl wach, aus medizinischer Sicht alle Merkmale eines Schlafenden aufgewiesen.

Wenn ich das beschreiben müsste, dann ungefähr so, sagte der Logistiker, als hätte ich in einem Fieber die Zeitungen gelesen, und es wäre mir alles direkt in den Kopf gestiegen, als wäre alles Mögliche tatsächlich und vor meinen eigenen Augen geschehen oder als wäre ich in ungeheurem Tempo durch die Welt gegangen und hätte alles mitangesehen. Stellen Sie sich vor, Sie verfolgten das Geschehen allein dieses Landes, der Schweiz, fuhr der Logistiker fort, aus stets unmittelbarer Nähe. Alles kam so daher aus der Welt, ging mir in einem Schwindel durch den Kopf und zog dann von der Stelle, der Lottokönig verlor sein Geld, die warmen Körper der Flüchtlinge wurden im Wald entdeckt, die Bauern kehrten ein, und das Schiff ging leck und brach entzwei. Ich ging vorbei an der Endhaltestelle der Strassenbahn Richtung Stadt, und wie ich mich von der Grenze entfernte und stadteinwärts ging, tauchten an meiner Seite plötzlich Personen auf, sie gingen scheinbar mit mir auf Wanderung, ein Mann mit einer Decke über den Schultern, Frauen mit Gepäck, dazwischen ein Kind, das fragte: Was tun? Wir gingen lange, so schien es mir, über Hügel, über ganze Kontinente gingen wir (und die Ränder der Kontinente reichten ins Meer hinein, und die Pfade lagen scheinbar harmlos da und die Wege verlassen, die Möwen hatten ihre Augen zum Schlaf geschlossen, die Wellen schlugen in der Ferne auf, ein Stück Plastik hatte sich am Strassenrand im Gras verfangen, der Wind trieb sich durch die Nacht) und durch die Zeit, es schien mir, als träumte ich, aber ich schlief nicht, nein, war wach, es brach die weisse Stunde an, und immer rascher gingen wir herum in der Welt, ich war in guter Gesellschaft und ganz heiter gestimmt, es erschien mir alles vor den Augen, die Türen der Züge schlossen sich, ein Pflücker stolperte im Feld, als der Korb erst voll war, ein Redner trat auf, und eine Frau betrat den Untergrund, es wurde Abend im TV, die Entlassenen verliessen ihre angestammten Plätze, wir gingen immer weiter, aber vor Einbruch der Nacht gelangten wir wie von Geisterhand von Mulhouse her wieder über die Grenze nach Basel, in der Elsässerstrasse war kein Mensch zu sehen, der Grenzübergang lag verlassen da, nur am Fenster der Wohnung stand ich selbst mit weit geöffneten Augen und stumm, als sei mir das letzte Wort im Mund noch vergangen.

Aus: Dorothee Elmiger: *Schlafgänger*, Vorabdruck mit freundlicher Genehmigung des Dumont-Verlags. Die Ostschweizer Buchvernissage findet im Rahmen des Festivals Wortlaut am 28. März um 19 Uhr im Raum für Literatur in der Hauptpost St.Gallen statt.

Orchestral, unabhängig von der Zahl

Drei Stunden Zugfahren für ein Konzert? Schon fast ein Muss, wenn das Pirmin Baumgartner Orchester einlädt, fand *Stoph Ruckli*. Hier der Bericht über sein «Luzerner Bildungsreisli» in die Grabenhalle.



Imposant: Pirmin Baumgartner in der Grabenhalle.
Bild: Corinne Riedener

Drei Stunden fahren. Drei Bands hören. Drei Konzerte geniessen. Man muss – aus Luzerner Sicht – betonen: St.Gallen mausert sich immer stärker zu einer Goldgrube der nationalen Musikszene. All Ship Shape, Velvet Two Stripes, Flieder, Panda Lux, Stahlberger ... Die Vertreter des hier rückblickend beschriebenen Abends lassen anerkennend nicken: Ihr habt «schono Glück». Drum flugs den Rucksack gepackt und während neunzig Kilometern Fahrt zuschauen, wie Simon Pegg sich auf eine Safttour begibt. Trotz Aliens, welche ihm mitsamt Compadres ans Leder wollen. Und schwupps, steht mensch noch vor dem Abspann bereits im Foyer der Grabenhalle. Faire Preise, liebe Menschen, gutes Bier: Ich bin gerne hier.

Hoffnung und Scheusslichkeit. Interessant!

Erst recht bei solcher Musik – Hopes&Venom nennt sich die erste Formation. Eine Dame an der Gitarre, ein Mann am Schlagzeug: Normalerweise renne ich bei solchen Konstellationen schreiend davon. Wie viele Klone von Duos à la The White Stripes, The Kills oder The Black Keys wollt ihr noch bringen? Aber halt – diese Kombi wirkt spannender: Schwarze Gibson SG, viele Gitarreneffekte und ordentlich Trommelpower im instrumentalen Sektor. Aufrecht stehend für ein düsteres Gemisch aus Rock, Doom sowie Sludge? Sehr spannend! Wenn Gitarristin Skiba ihre The Edge-ähnlichen Flageolettcompositionen spielt, während Trommler Jorin dazu donnert, erscheint der Bandname mehr als offensichtlich. Selbiges beim Gesang: Engel mal Sinead O'Connor in der Stimme versus ein wüstes

Sludge-Geschrei. Hoffnung und Scheusslichkeit. Interessant! Manche Songkompositionen wirken zwar ein wenig unausgereift (die Band besteht auch erst seit Mai 2013) und der Mix nach vorne misslang aufgrund zu leiser Gitarrenabmischung. Trotzdem: Hier kommt was Grosses.

Ebenso Grosses dann im Anschluss: Batman nennt sich diese Mischung aus visuellem Connan Mockasin und auditivem Depeche Mode-Dave Gahan. Tiefer Bariton, fette Synthiespuren, Gitarre: Mehr wird nicht gebraucht. Aus einem Ort im schweizerisch-österreichischen Grenzgebiet namens Balgach kommend ist Batman auch sonst sehr aktiv. Neben der Musik organisiert er beispielsweise Konzerte. Die Erfahrung merkte mensch dem Musiker an: Kraftvoll stand er da, sang seine Spuren überzeugend, spielte leidenschaftlich. Und dies alleine, begleitet nur von den Spuren auf seinem Laptop. Gerade dieser war aber das Manko. Die Snare-Schläge kamen beispielsweise gar schwach hervorgetätschelt. Ausserdem lässt programmierte Mucke immer ein wenig die Spontaneität vermissen. Mitmusiker müssen her! Wie dem auch sei: Hier nickte mensch im Anschluss an das Konzert ebenfalls wohlwollend.

Vierzehner auf voller Fahrt

Zahlen sind immer relativ interessant, dienen sie doch nicht nur zum Rechnen. Zuerst ein Duo, dann ein Solo ... und anschliessend? Eine vierzehnköpfige Truppe? Tatsächlich! Die modifizierte Band Pirmin Baumgartner wächst zum Orchester, das sich fortan auch so nennt. Till Ostendarp, Kopf des Projekts, scharte unter anderem Cello, Sängerin, Perkussionisten und sogar ein Bläserquartett um sich. Dank einer eigens organisierten Lichtinstallation wirkte der Vierzehner schon beim Betreten der Bühne imposant. Dieser Eindruck schlug sich auch im Sound nieder: Die hochdeutsch vorgetragenen Songs beeindruckten mit wahrhaft orchestralen Arrangements. Stellenweise erschien das Aufrechterhalten des Spannungsbogens als Herausforderung. Man merkte das, wenn das Publikum mehrheitlich in Gespräche verfiel. Doch diese Momente waren rar gesät – die tanzbaren Stücke liessen wenige Verschnaufpausen zu. Nach anfangs noch kleinen Stolpersteinen nahm die Show rasant an Fahrt auf. Das Eröffnungskonzert des Pirmin Baumgartner Orchesters faszinierte. Die Professionalität, instrumentalen Fähigkeiten und Performancekunst jener Gruppe soll einer nachmachen.

Beim gesamthaft energetischen Abend war erfreulich, dass viele junge Menschen den Weg in die Grabenhalle gefunden haben. Zudem rockten noch Flieder und Mnevis nur wenige Schritte weiter das Palace, was den Auf- und ablauf noch beeindruckender wirken liess.

Musikalisch habt Ihr es wirklich gut, St.Galler. Schätzt das. Ich zumindest war nach viereinhalb Stunden Rückfahrt und zwei Martial Arts-Filmen neu bestärkt: St. Gallen IST eine Goldgrube der nationalen Musikszene. Auf bald!

Stoph Ruckli, 1990, ist Musiker und Musikjournalist aus Luzern. Sein Mantra: BassBuddhaBartBierBär.

Ungewohnte Zweierfreundschaft



Duo mit Weitblick: Tod und Ente im Figurentheater.
Bild: Elias Raschle

Darf man das Ende vorwegnehmen? In diesem Fall ja, denn gerade darum geht es. Das Ende geht so: Die Ente stirbt ganz friedlich, der Tod legt eine Tulpe auf ihren Körper, setzt sich dann an den Bühnenrand und ist fast ein bisschen betrübt. «Aber so ist das Leben.» So einfach ist sie insgesamt, die Geschichte, die der bekannte Kinderbuchautor Wolf Erlbruch erfunden hat und die das St.Galler Figurentheater jetzt spielt.

Geht das: ein Kinderstück über das Sterben? Die Frage hat sich Sebastian Ryser, der hier erstmals ein Stück inszeniert, natürlich auch gestellt. Und ist überzeugt: «Kinder haben einen guten Zugang zum Tod, sie sind noch weniger vorbelastet von gesellschaftlichen Prägungen. Sie sind einfach neugierig.»

Diese Neugier holt das Stück auf eine erstaunlich leichthändige Weise ab. Erst erschrickt zwar die Ente und stirbt fast vor Angst – dann aber zeigt sie dem Tod, was sie alles kann und worin sie ihm überlegen ist. Vor allem im Schwimmen: Davor hat der Tod einen Höllenrespekt und ist ein richtiger Gfröörli. Gut, dass die Ente warme Flügel («Naturdaunen!») hat.

Beatrice Dörig hat die Figuren geschaffen, getreu nach dem Bilderbuch (die Ente ist dort nur noch ein bisschen magerer). Patricia Kuhn und Claudia van Winden führen die Handfiguren meisterlich, Klapperhand und Dau-

nenflügel finden kurz vor Schluss sogar zu einem schwungvollen Tango zusammen. Live wie das Spiel ist auch die Musik. Benjamin Ryser schafft mit dem Cello Stimmungen zwischen Melancholie und Ausgelassenheit. Und steuert auch gleich all die Geräusche und Requisiten bei, die es für die Freundschaftsabenteuer der beiden braucht, inklusive Schnorcheltönen beim Gründeln.

Im Buch, sagt Sebastian Ryser, sei viel Raum und Leere – und so ist es auch auf der Bühne. Ein nackter Baum, ein angedeuteter Hügel, knappe Projektionen von Elias Raschle, eine Tulpe. Karges Theater, weit weg von jenen illusionistischen Bilderfluten, wie sie Kinderfilme bieten – und trotzdem oder gerade deswegen werden die beiden Figuren so lebendig, wie man es dem Tod nie zugetraut hätte. (Su.)

Ente, Tod und Tulpe (ab 5 Jahren)

Figurentheater St.Gallen

1., 2., 5., 8., 9. und 12. März, jeweils 14.30 Uhr
figurentheater-sg.ch

Bitterböse Dreierkiste

Mann und Frau stehen vor der Scheidung. Und jetzt das Problem: Babysitterin krank, wer hütet die siebenjährige Tochter am Wochenende, ausgerechnet jetzt, wo die Frau mit neuem Freund in die Ferien fährt und der Mann, der eigentlich verantwortlich wäre für die Lösung des Problems, an einen berufsentscheidenden Kongress? Ein junger Bekannter ist bereit einzuspringen, zu einem Wucherpreis...

«Malaga» von Lukas Bärfuss entwirft das bitterböse Bild einer Familie im Kriegszustand. Matthias Peter, der an der Kellerbühne St.Gallen das Stück inszeniert, bringt die Thematik auf den Punkt: «Was sind wir bereit, auf dem Altar des Egoismus zu opfern?» An diesem Probenmorgen im Februar, rund drei Wochen vor der Premiere, fliegen die Bärfuss'schen Wortwechsel schon rasend schnell hin und her, jeder Satz schlägt eine Wunde. Alexandre Pelichet und Hanna Scheuring spielen das Paar, das auf der karg eingerichteten Bühne mit Worten wie mit Messern ficht. Scheuring ist begeistert vom Stück: «Das ist ein Fresken.» Und Pelichet lobt dessen Genauigkeit: «Man kann dem Text vertrauen, muss nichts dazu erfinden.»

Noch feilt Regisseur Peter mit den beiden Schauspielern an den Figuren, am Ton, am Aggressivitätspegel, an den Sympathie- beziehungsweise Antipathie-Werten. Dass das Stück in der Katastrophe endet, kann man da schon erahnen. (Su.)

Malaga von Lukas Bärfuss

Premiere: Mittwoch, 12. März, 20 Uhr

weitere Vorstellungen bis Samstag, 22. März
kellerbuehne.ch

Gemalte Prestigeobjekte

Im März eröffnen das Kunstmuseum St.Gallen und das Zeughaus Teufen zwei Ausstellungen zur Bauernkunst – mit und ohne Fragezeichen. von Peter Surber

So wird das Leben zur Kunst und das Schaffen zur Lust: Als die Zügelmänner im Januar die ersten Bauernkästen, allesamt Museumsstücke, in Teufen anliefern, entdeckt Zeughaus-Leiter Ueli Vogt die Tattoos auf ihren Unterarmen – und deren frappante Ähnlichkeit mit den Sujets auf den Kästen. Ornamente, Farben, sogar der Fraktur-Schriftschwung «Saint City 9000» scheinen aus den selben alten Zeiten zu stammen wie der Broger-Kasten von 1828 – oder vielmehr: Dieser ist unversehens in der Gegenwart angekommen.

Dass die alten Kästen nichts Älteliges an sich haben, davon ist Marcel Zünd überzeugt. Der St.Galler Kunsthistoriker und Volkskundler leitete 2010–13 das Projekt «Appenzeller Möbelmalerei 1700–1860», hat mittlerweile über 400 Schränke dokumentiert und analysiert und gibt im Juni ein Buch heraus. Bereits jetzt, ab 26. März, ist eine Auswahl von rund 50 Schränken in Teufen zu sehen. Parallel dazu zeigt das Kunstmuseum St.Gallen eine Schau zur Appenzeller und Toggenburger Bauernmalerei von 1600 bis 1900, die Rudolf Hanhart, der heute 90-jährige frühere Leiter des Museums, kuratiert. Er betitelt sie «Bauernkunst».

In Teufen fügen Zünd und Vogt dem Begriff listig ein Fragezeichen hinzu. «Bauernkunst?» Dahinter steckt die alte Expertendiskussion, wie bäuerlich die «Bauernmalerei» sei. Zünd: «Meine Hypothese ist: Bei den Schränken handelt es sich weniger um bäuerliche Kunst, vielmehr um die einer ländlichen Oberschicht, deren Möbel nicht zuletzt dazu dienten, sich sozial von der bäuerlichen Welt abzugrenzen.» Die Gesellschaft differenziert sich in diesen Jahrzehnten aus – und die Sujets erzählen davon. Die früheren Exemplare zeigen Barock- oder Rokoko-Ornamente, Szenen aus höfischen Gärten, Menschen, die wie Höflinge aussehen. Später werden die Sujets naturalistischer, die Motive überhöhen die Lebenswirklichkeit wie auf einem Schrank von 1823: Er zeigt die vier Lebensalter in Allegorien, die Menschen haben Freizeit (etwas, was die Bauern nicht kannten), und am Schrankrand lässt sich der Besitzer sogar mit Frau und Gespielin darstellen – eine Absonderlichkeit für die sonst so wertkonservative Biedermeierzeit, sagt Zünd.

Noch einmal konkreter wird es auf dem abgebildeten Schrank. «Gehört dem Franz Anton Broger 1828», steht oben geschrieben. In den Türkassetten ist eine Schreinerei abgebildet, daneben Viehtrieb und eine Dorfansicht: Kirche und Häuser sind appenzellisch, doch versetzt in eine idylli-



Tattoo auf Bauernschrank. Bild: Ueli Vogt

sche Seenlandschaft. Wirklichkeit und arkadische Utopie prallen aufeinander.

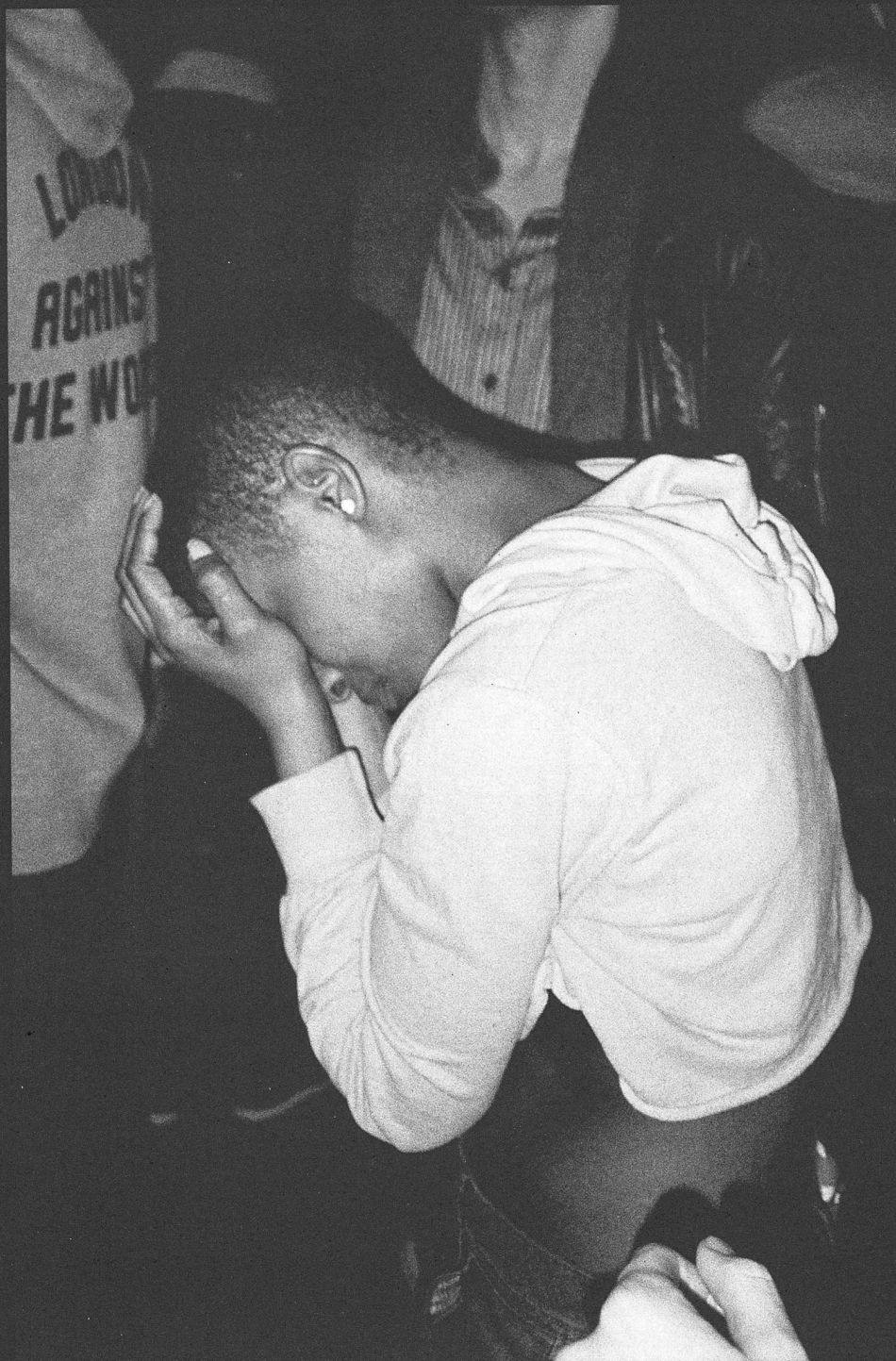
Für Volkskundler Zünd sind die Schränke ein unerschöpflicher sozialgeschichtlicher Bilderfundus. Doch so minutiös er die Stil- und Motivgeschichte erforscht hat, so rätselhaft bleiben die lebensgeschichtlichen Hintergründe. Zum Beispiel Kästen wie jener der «Jungferin Kathrina Tannerin auf Wies 1802»: War das die Morgengabe, welche die Frauen in die Ehe einbrachten? Oder: Wie konnten die Schränke ihre Repräsentierfunktion gegen aussen wahrnehmen – wenn sie doch in der Regel im Schlafzimmer der Eheleute, also im Privatissimum standen? Möbel als Medium zur Selbstvergewisserung? Oder pure Bilderlust in einer Zeit, die noch ohne laufende Bilder auskommen musste?

So viele Fragen da offen bleiben, so viele zusätzliche Anspielungen bringt Zeughaus-Leiter Vogt ein: Er lädt mehrere Kunstschaffende zu «Ergänzungen» ein: Stefan Inauen, das Künstlerduo Com&Com oder die bayrische Künstlerin Regina Baiertl, die neue, irritierend umfunktionierte Möbel schafft. Die Interventionen sollen, wie Vogt sagt, «den Blick weiten» – übers Möbel und über das Appenzellerland hinaus.

Bauernkunst? Appenzeller Möbelmalerei
1700–1860. 26. März bis 7. September
Zeughaus Teufen. zeughausteufen.ch

Bauernkunst, Appenzeller und Toggenburger
Bauernmalerei von 1600–1900. 22. März
bis 7. September. Kunstmuseum St.Gallen
kunstmuseumsg.ch

Georg Gatsas:
Dancer / Jwls II



Die ersten Basswellen schwappten in den fünfziger und sechziger Jahren mit den afrokaribischen Einwandern nach London. Wichtigstes Medium sind bis heute die importierten Vinylsingles aus Jamaika. Daraus entwickelten sich in den siebziger und achtziger Jahren Dub und Dancehall. Jungle, UK Garage, 2-step, House und Drum'n'Bass folgten vor und nach der Jahrtausendwende.

In den Nullerjahren saugten Grime, Dubstep und Funky das akustische Erbe der früheren Generationen wie einen Schwamm auf. Ohne hierarchisches Kulturgefälle oder Hype-Phänomen, dafür direkt von den Strassen aus dem Süden Londons, den Vierteln Croydon, Brixton oder Camberwell: vorwärts-treibend, selbstbewusst, sich immer neu definierend; hybrider Dancefloor, ohne Ethno zur Einordnung. Die jüngsten Ableger dieses Sounds sind nicht nur auf der britischen Insel, sondern weltweit zu verorten. Dabei wachsen Londons Clubnächte, Plattenfirmen, Magazine und Radiostationen zu wichtigen Drehpunkten heran. Jwls verbreitet täglich diese Sounds auf ihrer Drivetime-Radioshow: rinse.fm/artists/julie/
Der Künstler Georg Gatsas arbeitet als Artist in Residence von Appenzell Ausserrhoden ein halbes Jahr in London. Er schickt Saiten monatlich eine foto-musikalische Postkarte aus der Londoner Bass-Musik-Szene.

ARTIST IN RESIDENCE

Ins Leben gestürzt Zum Gedenken an Steff Schwald



Bild: pd

Natürlich verdiente er ein dickes Lebensbuch, und mindestens eine grosse Ausstellung seiner Fotos, Plakate, Linolschnitte, Kunstobjekte: Steff (oder Stef) ist abgereist, viel zu früh aus dem Leben gerissen, das er so überschwänglich liebte und an dessen Geschichten er andere stets teilhaben liess. Ein Beizentreff mit ihm war wie ein Roadmovie: Er reiste unentwegt und erzählte viel von Reisen, auch wenn er mangels Stutz zu selten weg kam von St.Gallen. Bis zuletzt bewahrte er, was die meisten Leute nach der Jugend irgendwann resignativ vergessen: dass die Fantasie alle Reisen erlaubt. Seine Collagen aus alten Postkarten und Stadtplänen sprechen Bände seiner grenzenlosen Vorstellungskraft.

Steff Schwald, 1957, Kanti in St.Gallen abgebrochen und Keramiker in Vevey gelernt, Gebrauchsgrafiker, Gelegenheitsbauarbeiter, Hausmann und Vater, war ein Künstler, wie er im Bilderbuch, aber abseits des offiziellen Kunstbetriebs steht. Allein die Siebdruck-Plakate, die er fürs Kinok oder die legendäre Sauton-Konzertreihe gestaltete! Was heisst Plakate: beschriftete Kittel, Spanteppestücke, Steinbrocken und andere Werbemittel erfand er; witzig, wild und doch präzise auf den Inhalt der 80er-Alternativkultur zugeschnitten. Das letzte bedeutsame Konzertplakat entwarf er, wie immer mit verschwenderischer Begeisterung, 2010 zur Rückkehr der TV Personalities nach St.Gallen, Artpop-Melancholiker, die nicht nur für ihn «bigger than the Beatles» waren. Eine grandiose Überhöhung auch das Flugzeug an der Grabenhalle-Decke, das die Blue Aeroplanes empfing, tagelang zusammengebastelt in einer Freundesrunde, typisch Schwald.

Bei aller Autonomie und Abenteuerlust sehr anhänglich, treuherzig; darin entsprach Steff seinem langjährigen Gefährten, dem ungarischen Hirtenhund Eliosh, sh-sh, die zerzausten Haare und das zerfurchte Gesicht verstärkten den Schalk, den der Schlaks ausstrahlte. Schabernack, das Wort verbinde ich mit Stöff, und doch

erzählte er bei unserer letzten Begegnung eine bittere Story, die sein Gespür für Menschen und Gerechtigkeit bezeugt: Nachts in Indien hörte er auf der Strasse die Schreie einer Frau, die von ihrem Mann blutig geschlagen wurde. Weil niemand eingriff, spurtete Steff nach draussen, stoppte den Schläger und verhinderte Schlimmeres. Worauf ihm alle sagten, das tue in Indien keiner, gehe keinen was an, es sei lebensgefährlich und ende meist mit Messerstichen.

Lebenskünstler, Geschichtenerzähler, Abenteurer nennen ihn seine Hinterbliebenen Mira, Mirko, Dagi, Susann und Rouven in ihrer Todesanzeige mit Festeinladung an den Bodensee: «Wir feiern dich, wie du gelebt hast!». Steff umarmte das Leben und stürzte sich voll hinein, offenherzig und wider alle Vernunft. Dafür kam er weit. In der Region weit-schweifig auf dem Velo, mit einer beneidenswerten Puste und Engelsgeduld, in der Welt zuletzt bis nach Südserbien, eine Achterbahnfahrt mit dem Dusa Orchestra, Spanferkel und Slibowitz klar dabei, und schliesslich, im Frühling 2013, noch Indien, Amadan Islands. Die Sehnsucht wuchs, Steff wollte auswandern, wissen Freunde, mindestens ans Mittelmeer, Französisch und Italienisch sprach er gut. Die Abschotter und Ausschaffer brachten ihn zur Weissglut – eines seiner letzten Kunstwerke war ein Schweizer Kreuz mit Zwickdraht auf dem Roten Platz, einmal mehr mit seinem Kunstverbündeten Francesco Bonnano vor der Kunstmetzgerei. In der geplanten Ausstellung wäre dort auch an ihre «Nahbar» am Blumenbergplatz zu erinnern.

Weil am Anfang von Steffs vielfältigen Musikliebhabereien auch Irish Folk stand, ein landestypisches Sprichwort auf seine letzte Reise: May you be in heaven half an hour before the devil knows you're dead. Dann Animal Collective aufgelegt, oder ein anderes seiner Lieblingsalben, *For All The Beautiful People* von Swell, brandschwarzes Cover, herausgestreckter Mittelfinger auf der Rückseite. Fuck you, Hepatitis! Und jetzt nochmals mit Steff gekocht und mit seinem unvergleichlichen Lachen gelacht! (Danke für geteilte Erinnerungen: Jörg Eisele, Walter Siering, Francesco Bonanno, Miguel Grieder und Andreas Niedermann für den Blogeintrag *Ein alter Freund ist gegangen.*) Marcel Elsener

Tresen für alle Zum Gedenken an Conny Baumann



Bild: pd

Es war die Zeit, als wir unser Painhead-Headquarter im Linsebühl aufgeschlagen hatten. Egal ob für das Bier nach der Probe oder als letzte Laterne nach einem Konzert – es hat uns oft zu Conny verschlagen. Manchmal versuchten wir uns auf dem Nachhauseweg am Bierhof vorbeizuschleichen – mit mässigem Erfolg. Der Onkel, wie er sich gerne nannte, hat uns fast immer erwischt. Widerstand zwecklos und rein für ein letztes Herrengedeck. Auf die Wahl des servierten Kaltgetränks hatten wir dabei etwa so viel Einfluss wie jener Gast, der eines Abends auf sein Verlangen nach der Weinkarte zur Antwort bekam: «Drüllsch di emol um, luägsch wiä d'Beiz heisst und denn bstellsch nomol!».

Conny wäre aber nicht Conny gewesen, wenn nicht auch dieser Gast noch zu seinem Glas Rotwein gekommen wäre. Gibts nicht, gabs bei ihm nicht. So hat er trotz drohender Lärmklagen darauf bestanden, dass wir bei ihm auftraten. «Das hört man ja doch nur bis zum Brunnen auf dem Vorplatz», hat er gesagt. Bevors losging, hat er dann doch noch die Scheiben mit Matratzen verbarrikiert. Unser Konzertplakat diente ihm seither als Schuldenliste für unsere Konsumation. Gebraucht hätte er sie allerdings nicht, denn unsere Zahlungsversuche hat er regelmässig vereitelt. Bei Conny war halt alles etwas anders. Gerade damit hat er es aber geschafft, das zu bieten, worin sich viele mit ihren austauschbaren Lounges samt Fahrstuhlmusik und Goldfischaquarium selbst im Weg stehen: nämlich öffentlichen Raum zu schaffen, wo Menschen zusammenkommen, die sich sonst wohl kaum treffen würden. So waren bei Conny nicht selten Büäzer, Beamte, Schauspielerinnen und Lehrlinge am gleichen Tresen vereint.

Mit seiner direkten und trotzdem liebenswerten Art, seinem träfen Humor, vor allem aber mit seinem riesigen Herzen hat er allen einen Platz gegeben. Auch wir durften dabei sein und dafür sind wir dankbar. Wir vermissen ihn.

Conny Baumann, bis Ende 2013 Bierhof-Wirt, ist im Februar verstorben. Ein Nachruf von Painhead aus Rorschach.

Weiss auf schwarz Die Philosophie der Cyber-Hippies

Doma sagte
«Die Aktion
dauert schon viel zu lange
der Kontrollverlust ist zu gross
ich unterschätze den Kontrollverlust
bei jeder von unseren Aktionen
immer wieder von Neuem
auch wenn dieser Verlust genau das ist
was wir eigentlich suchen
als wir die Zürcher Oper verwanzten
oder Überwachungskameras
der Londoner Metro hackten
und die Security
auf ihren Bildschirmen
zum Schach aufforderten
oder als wir
auf dem Höhepunkt der Finanzkrise
ausserhalb eines Londoner
Ausstellungsraums
eine riesige beleuchtete Werbefläche
bespielten
mit dem Schriftzug
«UBS lügt»
oder als wir auf Jamaika
den allerersten
Piratenfernsehsender
bauten»
«Der Effekt»
sagt Carmen
«ist immer derselbe
du schmeisst etwas ins System
schaffst eine Intervention
öffnest einen Kommunikationskanal
und wartest auf eine Reaktion
der Ausgang des Live-Experiments
ist für uns genauso völlig offen
wie für den Betrachter
und das ist es
was ich an dieser Art von Kunst mag
dieser bewusste Kontrollverlust»

Aus dem Buch *Ein Paket für Herrn Assange. Delivery for Mr. Assange* der !Mediengruppe Bitnik, das am 28. Februar erschienen ist. Saiten dankt dem Echtzeit-Verlag für die freundliche Genehmigung dieses Vorabdrucks.